

# Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülferstr. 6.

Nr. 21.

Samstag, 18. November 1882.

1. Jahrg.

## „Das Auge des Befehles“.

„Wo hast Du das Papier her? Wer hat den Brief geschrieben?“

„Laß mich in Ruhe mit Deinen dummen Fragen. Was geht Dich der halbverbrannte Fidibus an? Wer heißt Dich die Nase in jeden Fetzen Papier stecken, den man beiseite wirft?“

„Ich sage Dir, ich muß das wissen,“ erklärte nachdrücklich der Schutzmann Kiewing. Er hatte seiner Braut, die als Stubenmädchen beim Dr. Brenner diente, im Vorübergehen einen kurzen Besuch in der Puzkammer abgestattet, wo sie, wie er wußte, um diese Zeit des Morgens immer anzutreffen war, und während sie beschäftigt gewesen, ein Rauchservice aus *ouïvre poli* zu reinigen, einen halbverbrannten Fidibus, den sie weggeworfen, spielend in die Hand genommen, entfaltet und dessen Inhalt gelesen. Die paar Worte, die er noch zu entziffern vermocht, hatten ihn in die größte Aufregung versetzt.

„Lisette,“ wiederholte er, „von wem ist dieser Brief?“

„Wie kann ich das wissen?“ entgegnete das hübsche, zierliche Mädchen ungeduldig. „Weinst Du, der Herr sagt mir, von wem er Briefe bekommt?“

„Also an den Dr. Brenner war der Brief gerichtet?“

„An wen denn sonst? Anderer Leute Briefe wird er wohl nicht zu Fidibus verbrauchen, er erhält ja selbst genug. Jetzt muß ich aber hinauf; ich habe keine Minute Zeit, der Herr erwartet einen Gast zum Frühstück.“

Sie nahm das Rauchservice in die Hand und wollte mit demselben der Thür zuschreiten, aber mit einem Griff, der weit mehr dem Detektive als dem Liebenden angehörte, packte Kiewing sie am Arme und fragte mit einer vor Aufregung heiseren Stimme:

„Zum Frühstück, einen Gast? Heute schon? Setzt er ihn etwa Rotwein vor?“

Lisette betrachtete ihren Verlobten mit halb verwunderter, halb belustigter Miene. „Wie in aller Welt kommst Du mir vor? Man könnte meinen, Du habest selbst ein Glas zuviel —“

„Lisette,“ unterbrach er sie strafend, „ein Beamter der Kriminalpolizei trinkt nie zu viel und am wenigsten des Morgens. Gibt's Wein zum Frühstück?“

„Na, Getreidekummel wird der Herr seinem Gaste doch nicht vorsetzen. Freilich gibt's Wein.“

„Was für Sorte?“

„Verschiedenen. Eine Flasche muß ganz was Besonderes sein, die hat der Herr selber aus dem Keller geholt und streng verboten, daß jemand sie anrührt. Ob's Rotwein ist, weiß ich nicht.“

„Ich aber weiß genug,“ sagte Kiewing mit wichtiger Miene. „Noch eins, Lisette.“

„Halte mich nicht länger auf,“ bat das Mädchen, „der Professor muß jeden Augenblick kommen, und dann geht es sogleich zu Tische.“

„Zu Tische! hoho, da muß ich auch dabei sein!“

„Du?“ fragte sie mit wegwerfender Miene, was hast Du nur heute, ich glaube, Du bist nicht recht bei Troste.“

„Lisette,“ warnte er mit aufgehobenem Finger, „sieh Dich vor, weißt Du, was es heißt, einen Beamten im Dienst zu beleidigen?“

Sie lachte laut auf. „Im Dienst bist Du hier? In Doktor Brenners Puzkammer, ei das ist ja ganz was Neues. Ich habe gemeint, hier wäre ich im Dienst, und wenn einer im Dienste beleidigt würde, so wär' ich's.“

„Lisette, das verstehst Du nicht.“

„Ei sieh doch einmal, was bist Du denn eigentlich, der Kriminalschutzmann Kiewing oder mein Bräutigam?“

„Dein Bräutigam war ich —“

„Warst Du,“ unterbrach sie ihn. „Du willst mir das Verlöbniß aufkündigen, laufen alle die Faren da hinaus? Das kannst Du billiger haben: Deinewegen gehe ich nicht in den Tod.“

Sie machte Miene, einen Ring vom Finger zu ziehen; er hielt ihre Hand fest.

„Aber Lisette, so laß einen Menschen doch ausreden,“ mahnte er, „ich wollte sagen, als Dein Bräutigam kam ich her, aber dieses Papier hat den Kriminalschutzmann in mir erweckt.“

„Der lumpige verkohlte Fidibus?“

„Verrät mir ein furchtbares Geheimnis.“

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Dein Herr will ein schauerliches Verbrechen begehen.“

„Der Doktor Brenner? Nicht möglich.“

„Hast Du gar nichts an ihm bemerkt?“

„Ich wußte nicht. Aber warte mal, seit ein paar Tagen geht er so scheu und finster umher und schließt sich fast den ganzen Tag über ein. Die Frau Doktor hat uns gesagt, wir sollten recht still sein, daß der Herr nicht gestört würde. Aber ich kann's doch nicht glauben.“

„Kannst Du lesen?“

Sie warf ihm einen Blick der Entrüstung zu und griff nach dem Papier, das er ihr hinhielt. Im nächsten Augenblick ward sie totenbleich, schleuderte das Blatt zu Boden, als ob es brenne, und schrie laut auf:

„Jesus, mein Heiland, wer hätte das von dem Manne gedacht! In einem solchen Hause bleibe ich ja keine Stunde länger.“ Sie wollte fortstürzen: Er vertrat ihr den Weg.

„Still, Lisette, still,“ beschwor er sie. „Siehst Du nicht Gottes Finger? Wir sollen das Verbrechen verhüten, in der letzten Minute kommt das Papier, das die Unthat verrät, vor das Auge des Gesetzes.“

„Ich kann nicht, ich bin des Todes,“ klagte das Mädchen.

„Lisette, Du willst die Frau eines Beamten werden, da heißt es sich zusammennehmen,“ ermunterte sie Klewing.

„Was der unglückliche Professor meinem Herrn nur zu Leide gethan haben mag?“ schluchzte Lisette. „Könntest Du nicht lieber zu ihm gehen und ihn warnen, hierherzukommen?“

„Nein,“ antwortete Klewing mit Würde, „nein das ist nichts. Ich muß den Verbrecher in flagranti ergreifen, ich muß das corpus delicti haben. Hätte ich noch Zeit, so machte ich Meldung —“

„Nein, um Gotteswillen nein, geh nicht fort,“ flehte nun ihrerseits Lisette, den Verlobten am Arme festhaltend. „Bleib hier, sonst sind wir alle verloren. Horch, da kommt der Professor schon.“

Die Putzkammer war ein Verschlag, der eine Thür nach dem ersten Absatz der Bordertreppe hatte, von dem man aber auch im Innern nach der Wohnung des Doktor Brenner gelangen konnte. Klewing und Lisette hörten ganz deutlich wie ein Herr die Treppe hinauffstieg, dem auf sein Läuten die Thür zum Korridor der Brennerschen Wohnung geöffnet ward.

„Er geht in seinen Tod!“ seufzte das Mädchen.

„Nein, sein Mörder fällt in die Hände des Gesetzes,“ erwiderte Klewing. „Schnell geh hinauf, ich bleibe hier und sobald sie sich zu Tische setzen, öffnest Du mir die Thür zum Korridor.“

Zitternd gehorchte das Mädchen. Sie war von der geistigen Ueberlegenheit ihres Verlobten jetzt derartig erdrückt, daß sie seinen Befehlen willenslos Folge leistete.

Eine halbe Stunde später saß der Doktor Brenner mit seinem Gaste, dem Professor der Medizin Sinzig, an einem wohlbesetzten Frühstückstische, der in einem kleinen runden Zimmer neben dem Arbeitskabinet des Hausherrn gedeckt worden war.

„Speisen wir zu Zweien?“ fragte der Professor, indem er Platz nahm. „Wo ist Ihre Frau, Brenner?“

„Meine Frau läßt sich entschuldigen, sie ist nicht ganz wohl,“ antwortete Brenner nicht ohne Verlegenheit.

„So hätten Sie mir doch abschreiben sollen.“

„Im Gegenteil,“ lachte Brenner, „es trinkt sich noch besser zu Zweien, und ich habe etwas ganz Exquisites für Sie.“ Er wies auf eine bestaute Flasche, die vor dem Couvert des Gastes stand.

„Chateau la Rose,“ jagte dieser, die Flasche

gegen das Licht haltend. „Wie kommen Sie auf den Einfall? Sie trinken ja niemals Rotwein, Brenner.“

„Das werde ich auch heute nicht thun, da ist Rauenthaler für mich, aber ich weiß, Sie sind kein Kostweatcher.“

„Das bin ich nicht,“ lachte der Professor, indem er seine Blicke über den mit Silber- und Porzellangeschirr geschmackvoll servierten Tisch und von da über die schöne, gewählte Einrichtung des kleinen Salons schweifen ließ, „und es soll mir hier ganz besonders munden. Die hübsche Nutzenanwendung der Fabel: «Gott nährt die Dichter kümmerlich; warum? Dann singen sie am besten», ist, wie man sieht, nicht mehr zeitgemäß.“

„Spotten Sie nur, wenn ich freilich immer so bedeutende Mitarbeiter habe, läßt sich noch etwas hoffen.“

„Sind Sie fertig?“

„Nein, den Hauptcoup gedenke ich erst heute auszuführen,“ versetzte der Doktor und seine Stirne verdüsterte sich, die Augen schienen ins Leere zu starren. Dann raffte er sich gewaltsam auf und sagte: „Trinken Sie, Professor, trinken Sie.“ Er goß für sich ein Glas Weißwein ein und leerte es, um seinem Gaste mit gutem Beispiel voranzugehen, auf einen Zug; der Professor, als Feinschmecker, ging bedächtiger zu Werke. Langsam füllte er sein Glas mit dem köstlichen roten Wein, hielt es gegen das Licht und wollte es an die Lippen setzen, da wurde hinter ihm die Thür aufgerissen, eine Faust packte sein Handgelenk mit einer solchen Heftigkeit, daß er das Glas fallen ließ und der rote Wein das Tisch-tuch und den Teppich übergoß. Betroffen blickte der Professor um sich, zornig fuhr der Doktor vom Stuhle auf und schrie: „Was soll das heißen? Was erschrecken Sie sich, Unverschämter?“

(Schluß folgt.)

## Die List des Vaters.

Der russische Graf W. war vor einigen Jahren nach Baden-Baden gereist, um dort den Sommer mit seiner Tochter Katharina zu verleben. Sie war jung, schön, hatte ein großes Vermögen zu erwarten und sah sich deshalb sehr bald von einer Menge Freier umgeben. Reiche und Arme, Adelige und Bürgerliche, Leute aller Nationen, Franzosen, Engländer und Russen warben um sie.

Unglücklicher Weise fiel Katharinen Wahl auf einen ihrer am wenigsten würdigen Mann. Gaetano v. M. war ein hübscher, junger Italiener, der sich in gesellschaftlicher Beziehung gut zu benehmen und Mädchen zu fesseln wußte, es fehlten ihm jedoch die sittlichen Eigenschaften, welche dem Manne Wert verleihen. Er war ein Spieler von Profession und hatte Florenz wegen skandalöser Vorgänge verlassen, in die sein Spiel ihn verwickelt hatte.

Sobald der alte Graf W. dies erfuhr, beschloß er, seine Tochter um jeden Preis vor dem Ehrlosen zu bewahren. Er machte ihr Vorstellungen über ihre Neigung und warnte sie; das junge Mädchen war jedoch zu eigensinnig, um den Worten ihres



Vaters Glauben zu schenken. Sie meinte, der Geliebte sei bei ihm nur verleumdeter worden, weil er es verstand, sich bei ihr stets in dem vorteilhaftesten Lichte darzustellen. Sie fuhr daher fort, ihm ihre Liebe zu schenken, und Gaetano benutzte die Gelegenheit, sich die reiche Erbin zu sichern. Der Graf ließ sich dadurch jedoch nicht irre machen, sondern beschloß, dem Unwürdigen seine Tochter um keinen Preis zu überlassen, und mußte er selbst dazu schreiten, ihn zu vernichten. Er war noch nicht zu alt und noch kräftig genug, um den Kampf mit dem weiblichen Italiener nicht zu scheuen, dem er keinen Mut zu vertraute.

Es währte nicht lange, so fiel dem Grafen ein Brief Gaetano's in die Hände, in welchem er Katharina zur Flucht aufforderte und sie zu diesem Zwecke um eine heimliche Zusammenkunft zu der Zeit bat, wann ihr Vater ausgegangen sein würde. — Zum Zeichen ihrer Einwilligung sollte Katharina eine Rose an der Brust tragen. Katharina erhielt diesen Brief nicht.

„Stecke heute diese Rose vor“, sagte ihr Vater, als sie sich zum Ausgehen rüstete.

Katharina gehorchte lächelnd, und nahm ihres Vaters Arm. Auf ihrem Spaziergange begegneten sie Gaetano, dessen Augen vor Freude glänzten, als er die Rose erblickte.

Dann brachte der Graf seine Tochter zu einem Bekannten und bat sie dort auf ihn zu warten. Er selbst ging nach dem kleinen Hause in der Lichtenthaler Straße, das sie bewohnten, zurück, schickte seine Dienerschaft fort und blieb allein.

Zur vorgeschlagenen Stunde erschien Gaetano, sprang über die Gartenmauer und stieg, als er die Thür verschlossen fand, durch eins der Fenster zur ebenen Erde. Dann ging er die Treppe hinauf und freudbegeistert in Katharinens Zimmer, das ihm bekannt war. Da trat ihm statt ihrer jedoch der Vater mit einem paar Pistolen in der Hand entgegen. Der Graf verschloß die Thür und sagte zu dem zitternden Gaetano:

„Ich könnte Euch erschießen, denn ich habe das Recht dazu. Ihr seid bei Nacht in mein Haus gedrungen, und ich könnte Euch als Verbrecher behandeln.“

„Aber mein Herr,“ stammelte Gaetano, „ich bin kein Dieb.“

„Und was seid Ihr sonst?“ fragte der Graf. „Ihr wollt meine Tochter — eine Erbin und ein Vermögen — stehlen. Hier ist Ihr Brief, welcher Ihre verbrecherische Absicht enthüllt. Ich werde keine Gnade gegen Sie haben, doch will ich Ihnen das Leben schenken. Sie kennen die Geschicklichkeit meines rechten Armes. Ein Duell würde mich bald von Ihnen befreien; ich werde jedoch von diesem äußersten Mittel nur Gebrauch machen, wenn Sie sich weigern mir zu gehorchen.“

„Was verlangen Sie von mir, mein Herr?“

„Sie müssen Baden-Baden verlassen, und zwar nicht in wenig Tagen oder morgen, sondern sogleich. Es müssen zweihundert Meilen zwischen mir und Ihnen liegen, und Sie dürfen nie wieder meiner Tochter und mir sich nähern. Als Preis für diesen

Gehorsam zahle ich die Reisekosten. Ich werde Ihnen 20 000 Francs geben.“

Gaetano wollte sprechen.

„Kein Wort!“ rief der Graf mit donnernder Stimme. „Sie kennen mich! Verstanden? — Ihr Leben ist in meiner Hand, und wenn Sie einen Augenblick zaudern, so jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf.“

„Gut, ich gehorche,“ stotterte der Italiener.

„Das ist auch Ihr Glück! — Ihre 20 000 Francs liegen dort in dem Schreibtische. Nehmen Sie sie!“

„Erlauben Sie mir, Ihr Anerbieten auszusprechen.“

Eine gebieterische Bewegung machte jedoch der falschen Bescheidenheit ein Ende, und Gaetano sah aus wie ein Mann, der sich in sein Schicksal ergibt.

„Der Schreibtisch ist aber verschlossen,“ sagte derselbe.

„Dessen Sie ihn.“

„Es ist kein Schlüssel daran.“

„Brechen Sie das Schloß auf, oder ich schieße Sie nieder!“

Dabei erhob der Graf noch einmal die Pistole und diese bot einen unwiderstehlichen Grund dar.

Gaetano gehorchte.

„Es ist gut!“ sagte der Graf, „nehmen Sie dieses Paket mit Banknoten, sie gehören Ihnen. Haben Sie eine Briefftasche bei sich?“

„Ja.“

„Was enthält sie?“

„Einige Papiere und Briefe, die an mich adressiert sind.“

„Lassen Sie die Briefftasche vor dem erbrochenen Schreibtische fallen.“

„Wozu?“

„Ich muß einen Beweis zu Ihrer Ueberführung haben.“

„Aber —“

„Kein aber, ich muß den Beweis eines Einbruchs haben. Ich muß ja den Dieb nennen können. Dieb oder Tod! — Sie werden vor mir hinausgehen, und ich werde Sie nicht eher verlassen, als bis Sie eine Meile von Baden-Baden entfernt sind. Im übrigen seien Sie nur unbesorgt. Ich werde erst später zurückkehren und meine Anzeige erst übermorgen machen. Sie haben deshalb vollkommen Zeit zur Flucht, und sollten Sie meines Schutzes bedürfen, so rechnen Sie auf mich. Jetzt fort.“

Nach diesem Vorfall, der großes Aufsehen machte, konnte Katharina nicht länger zweifeln. Sie verbannte Gaetano aus ihrem Herzen und hat mit keinem Worte seiner mehr erwähnt. Nach einigen Wochen fand man ihre Verlobung mit einem österreichischen Rittmeister angezeigt.

### Ein Mann der Ordnung.

Aus dem Dänischen des Paul Marcus sen,  
übersetzt von J. D. Ziegler.

Der Justizrath Laurids Stange war seit einem halben Jahre Wittwer. Es war wirklich ein harter

Schlag für ihn, als er seine Frau verlor, denn man mußte lange suchen, um zwei Menschen zu finden, die so glücklich miteinander lebten — sagten die Leute. Der Justizrat sagte nichts; er grüßte mit seinem Trauerhut wehmützlich nach allen Seiten, den Blick nach innen gefehrt. Er denkt an seine selige Frau — sagten die Leute, denn sie wissen ja immer, woran man denkt. Stange war, wie mehr oder weniger fast alle Bureauarbeiter, ein Gewohnheitsmensch, der alles präzise auf den Glockenschlag verriechte. Auch seine Frau war im Laufe der Zeit ein vollständiger Metronom geworden und hatte während ihres sechsundzwanzigjährigen Ehestandes nur zweimal sich erlaubt, aus der Schwingung zu kommen. Das erste Mal bei der Geburt eines Sohnes, das zweite Mal, als eine Tochter nachfolgte. Ueber diese Unregelmäßigkeiten schüttelte Herr Stange verächtlich den Kopf, ergab sich aber beide Male mit der Versicherung in sein Schicksal, daß so etwas nicht wieder vorkommen solle. Die Zukunft lehrte indes, daß seine Frau beide Male nur die Bequemlichkeit ihres Mannes vor Augen gehabt hatte. Der Sohn, nach seinem Vater Laurids getauft, arbeitete jetzt bei ihm im Bureau und sorgte dabei für des Vaters kleine Gewohnheiten und Bequemlichkeiten, wie er es von der fürsorglichen Mutter gelernt hatte; die Tochter, ebenfalls nach dem Vater Laura genannt, übernahm nach dem Tode der Mutter die Führung des Hausstandes, so daß man nach deren Beerdigung, abgesehen von dem leeren Platz an der Tafel, nicht die geringste Veränderung bemerkte. Inwieweit der Herr Justizrat selbst eine solche bemerkte, war nicht gut zu wissen. Er pflegte bei Tisch nie ein Wort zu sprechen, und wagten die andern es, zuweilen ein paar Worte zu flüstern, so brachte sein kalter, verwunderter Blick sie sofort zum Schweigen.

Eines Tages nun, gleich nach Tisch, hatte Herr Stange sich mit seinem Nachmittagsstaffee in die Wohnstube zurückgezogen und saß in dem besten Lehnstuhl und an dem besten Fenster mit einer Reisedecke um die Knie und einer echten Habanna im Munde. Der Sohn hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen, um in aller Stille seine Pfeife zu rauchen. Cigarren erlaubten seine Mittel ihm nicht, weil sein Vater ihm das Rauchen verboten hatte. Die Tochter setzte sich mit einer Handarbeit an das andere Fenster und warf dann und wann einen verstoßenen Blick auf den Vater, um sich zu überzeugen, daß er nichts bedürfe. Plötzlich schreckte seine Stimme sie auf. Es war noch niemals vorgekommen, daß er den Mund geöffnet, bevor er mit dem Kaffee und der ersten Cigarre fertig war.

„Woher kennst Duden jungen Strom?“ fragte er. Laura wurde purpurrot. „Ich habe ihn mitunter bei Tante Line getroffen,“ stammelte sie.

„Wie hast Du Dich diesem — Menschen gegenüber benommen? Ich meine . . . ich will es Deinem eigenen Urteil überlassen, was die Veranlassung zu einem solchen Schreibebrief wie dieser hier?“

Der Justizrat hielt ein Briefchen zwischen zwei Fingern und schwenkte es mit einer eleganten Handbewegung vor den Augen seiner Tochter hin und her.

Diese wagte nicht zu antworten, was ihr Vater auch gar nicht zu erwarten oder zu verlangen schien. „Er fragt höchst ungeniert an,“ fuhr er fort, „ob Du dein Weib werden willst. Gerade, als ob ich eine Tochter in die Welt gesetzt und erzogen hätte, bloß damit er sich eine Frau nehmen könne. Da! nimm' den Lappen und beantworte ihn, aber kurz, ganz kurz, verstanden! Dann werde ich selbst Tante Line ersuchen, diesem Herrn künftighin ihr Haus zu verschließen.“

Schweigend nahm Laura den Brief entgegen. Sie war sehr bleich und die Thränen standen ihr in den Augen, aber sie ging geraden Schrittes in ihr Zimmer, um Ordre zu parieren.

Bald darauf wurde leise die Thür geöffnet und Laurids trat herein. Er war ein hübscher junger Mann mit f'aren, hellbraunen Augen, die in bestimmter, ruhiger Weise alles für und wider zu erwägen schienen.

„Verzeihe, wenn ich störe, lieber Vater! ich möchte gern einen Augenblick mit Dir sprechen.“

„Was willst du sagen?“ schnarrte der Justizrat. „Du kannst ja genug mit mir sprechen, wenn wir auf dem Bureau sind. Hier zu Hause bin ich, wie Du wissen wirst, an Ruhe gewöhnt.“

„Aber, lieber Vater, auf dem Bureau willst Du ja von nichts anderm hören als von Geschäften und dies ist —“

„Nun, so laß hören, aber fasse Dich kurz“, sagte der Justizrat resigniert. Laurids nahm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber.

„Siehst Du, Vater,“ hub er an, „ich habe für meine fünfundzwanzig Jahre verhältnismäßig eine recht gute Stellung. Ein Gehalt von zwölfhundert Kronen ist auch schon ganz respektabel, so lange man unverheiratet ist. Aber — ich liebe ein junges Mädchen und —“ Laurids erröthete und wurde sehr verlegen — „ich möchte mich gern recht bald verheiraten.“

Der Justizrat stieß einen zischenden Laut aus. „War denn heute alles heiratsvoll?“ Von zwölfhundert Kronen kann ich natürlich keine Frau ernähren und es werden aller Wahrscheinlichkeit nach noch einige Jahre darüber hingehen, bevor ich in ein höheres Gehalt aufrücke. Ich habe deshalb gedacht —“

„Ruhig zu warten bis auf gelegene Zeiten!“ unterbrach ihn der Justizrat, „das finde ich sehr vernünftig von Dir. Siehst Du, ich heiratete erst im 35. Jahre. Es hat also durchaus keine Eile mit Dir.“

Der junge Mann erhob sich, setzte seinen Stuhl beiseite und blieb ruhig vor seinem Vater stehen. „Ich weiß nicht, ob Du mich recht verstanden hast oder nicht; ich sagte Dir, daß ich heiraten wolle, und da ich das in meiner jetzigen Stellung nicht kann, bin ich entschlossen, eine andere Karriere einzuschlagen.“ (Schluß folgt.)

### Etwas über Bandwürmer.

Wenn man die Zeitungsannoncen, welche gewisse Geschäftsleute natürlich nur zum Wohle der leidenden Menschheit verbreiten, durchliest, so soll man in



der That glauben, fast alle Kranken beherbergten den Bandwurm. Es werden da als Zeichen u. a. angegeben: blasse Gesichtsfarbe, blaue Ränder um die Augen, Müdigkeit, Schmerzen im Leibe, Uebelkeit, Aufsteigen eines Knäuels vom Unterleibe nach dem Halse. Und doch beweisen alle diese Erscheinungen absolut gar nichts für das Vorhandensein des Bandwurmes, sie sind Zeichen von Magen- und Darmerkrankungen und als solche bei gar vielen zu finden. Vollends, daß der Bandwurm in noch schlimmerer Weise die Gesundheit untergraben könne, ist nichts als eine berechnete Redensart, den Patienten in Angst zu setzen, dem Bandwurm eine Bedeutung betreffs der Gesundheit beizulegen, welche er gar nicht verdient. Es gibt ungezählte, welche den Bandwurm haben und durchaus keine Beschwerden empfinden; keines der fleißig zusammengelesenen Symptome tritt bei ihnen auf, kurz, sie fühlen sich ganz gesund. Kommen nun aber solche zufällig zur Entdeckung, daß in ihren Abgängen sich Stücke jenes Untieres vorfinden, so ist es um ihre Ruhe geschehen. Tag und Nacht liegt ihnen der Wurm in den Gedanken; bald fühlen sie nicht nur denselben in ihren Eingeweiden fressen und nagen, sondern auch ihre Kräfte abnehmen. Durch die trübe, niedergedrückte Stimmung wird nun die Ernährung des Körpers gestört, krankhafte Veränderungen in der Verdauung treten ein, was die nun krank Gewordenen natürlich alles auf den Bandwurm schieben. Dazu kommt noch, daß Magen und Darm dann durch manche gebrauchte Volksmittel gegen das Tier erst recht ruiniert werden. Kommen aber die guten Freunde, die alten Weiber, welche immer einen ganzen Sack von Krankengeschichten in petto haben, dazu und erzählen dem Patienten in schonender Weise, daß der und der insofgebessenen die Schwindsucht bekommen habe, so ist dem Faß vollends der Boden ausgeschlagen. So macht dann die Furcht vor dem Bandwurm die Krankheit, welche das Tier selbst nicht bewirkt. Um dies durch ein Beispiel erst drastisch zu belegen, sei es erlaubt, zwei Bandwurm-Krankengeschichten in Kürze dem geeigneten Leser vorzuführen.

Zwei Personen kommen in die öffentliche Sprechstunde einer Klinik. Beide hatten in einem Glase Stücke von einem Bandwurm mitgebracht, welchen sie selbst aber nicht erkannten und deshalb konstatiert wissen wollten. Sie befanden sich gleichzeitig im Zimmer, der eine ein robuster, starker Mann, die andere eine kräftige, heitere Frau, und warteten auf das Resultat der Untersuchung. Als ihnen nun gesagt wurde, daß sie in der That beide den Bandwurm beherbergten, konnte man eine höchst verschiedene Wirkung der Worte beobachten. Während die Frau ganz heiter blieb und ganz gemüthlich antwortete: „Wenn Sie mir aber kein besser schmeckendes Mittel verschreiben, als jenes war, welches mir mein Arzt vor zwei Jahren verordnete, so will ich das Tier lieber behalten,“ knickte der Mann zusammen, als hätte ihn der Schlag getroffen, wurde ganz blaß, sodaß er sich stützen mußte, und stöhnend preßte er die Worte hervor: „Also doch.“ Noch immer schien er gehofft zu haben, es könne doch am Ende der Bandwurm nicht sein, jetzt hörte er es, er vernahm das Entsetzliche, Furchtbare, als wenn es ihm den

Tod gebracht hätte. Der starke Mann machte einen sehr jammervollen Eindruck und würde Mitleid erregt haben, wenn seine Angst nur einen natürlichen Grund gehabt hätte. So aber mußte er die höchste Heiterkeit der Anwesenden über sich ergehen lassen.

Und wie jenen, so passiert es vielen Leuten, wenn sie erfahren, was sie mit sich herumtragen. Daß sie es aber erfahren, dafür sorgen gewissenhaft die Zeitungsannoncen, besonders die, welche Mohrmann aus Nossen in die Welt ausposaunt und mit denen er sich zum Wohle der leidenden Menschheit den Gelbbeutel füllt. — Welche Zeichen gibt es denn für den Bandwurm? Auf denselben darf man einzig und allein schließen, wenn man Stücke in den Abgängen vorfindet. Alle andern Symptome haben mit dem Wurm nichts zu thun und gehören fast regelmäßig zu Magen-Darmerkrankungen.

Es ist hier nicht der Platz, des weiteren auf die höchst interessante Entwicklungsgeschichte des Tieres einzugehen, nur das zum Verständnis Nötigste wollen wir anführen: Der Bandwurm der Menschen wird erworben durch den Genuß von sinnigem Fleisch des Rindviehes und des Schweines, wird solches Fleisch verzehrt, so löst sich die Hülle, in welcher der Kopf eingeschlossen liegt, in dem Verdauungsfaße des Magens auf, der Kopf wird frei. Dieser befestigt sich dann mit eigentümlichen Apparaten an der Darmwand und beginnt alsbald, die neuen nudelförmigen Glieder anzusetzen. Die ältesten Glieder, welche die Eier oder schon den teilweise entwickelten Kopf haben, lösen sich gelegentlich los und verlassen den Darm des Menschen. Der unentwickelte Kopf wird dann zufällig von den Schweinen, von Rindvieh mit der Nahrung verschlungen, geht vom Darm aus in den Körper und setzt sich irgendwo fest. Nachdem sich um denselben eine Blase gebildet, in welcher dann oft wieder neue Blasen entstehen, hat man die sogenannte Finne vor sich. Dieselben haben auch ihre Lieblingsstellen, so sind Leber, Gehirn, Auge von ihnen bevorzugt. Wie der Kopf des menschlichen Bandwurmes als Finne im Körper des Schweines u. sich aufhält, so lebt z. B. der unentwickelte Bandwurmkopf des Hundes als Finne im Menschen und kann die allergefährlichsten Erkrankungen hervorrufen. Die Finnen sind demnach unheimliche Gäste im Gegensatz zum Bandwurm.

Die Bezeichnung Kopf des Bandwurmes ist eigentlich unrichtig, da ihm alles fehlt, wenn man von seiner runden Gestalt absteht, was eine solche Benennung rechtfertigt. Eine Mundöffnung, geschweige Kauwerkzeuge, existiert gar nicht; eine Nahrungsaufnahme, Verdauung ist daher nicht möglich. In dem sogenannten Kopfe findet sich bei allen Bandwürmern eine mehr oder weniger große Anzahl von Gruben, Saugnäpfen, vermittelt deren sich die Bandwürmer an der Darmwandung anfangen und festhalten. Bei einigen kommen noch spitze Haken hinzu, welche ebenfalls zur Befestigung dienen; bei andern fehlen diese. Also nagen und fressen kann demnach der Bandwurm nicht. Wovon lebt denn aber derselbe? Er ist ein gar genügsamer Herr, der mit sehr wenigem sich zufrieden giebt. Was sollte er auch viel zu sich nehmen, da er, in

einer stets warmen Umgebung lebend, keine Wärme nach außen abzugeben hat und außerdem keine Kraftproduktionen macht. Er begnügt sich mit dem, was vom Darminhalt, der ihn umgibt, durch seine zarte Haut in seinen Körper dringt. Daß dieses nicht viel sein kann, leuchtet ein und wird auch bewiesen durch den Inhalt der Ausscheidungsorgane, welcher aus klarer, wasserheller Flüssigkeit besteht, in welchem nur einige kleine Körnchen umher schwimmen.

Wenn nun auch der Bandwurm dem Träger keinen Schaden an der Gesundheit zufügen kann, so ist es doch immer ein unangenehmer Gedanke, ein solches Tier bei sich zu tragen. Daher ist es denn auch gerechtfertigt, das Tier aus dem Darm zu entfernen, was leider nicht immer so leicht gerät. Es gelingt natürlich leichter, einen Bandwurm abzutreiben, welcher bloß Saugnäpfe hat, als einen solchen, der neben denselben noch eine Anzahl Haken besitzt, mit denen er sich festhält. Will man aber den Bandwurm vermeiden, so fliehe man den Genuß von frittiertem Fleische. Nötig wäre daher, alles Fleisch vorher zu kochen, die Fritten so durch Abkochen unschädlich zu machen, da eine Untersuchung des rohen Fleisches, sei sie auch noch so genau, kein sicheres Resultat wegen der Möglichkeit des einzelnen und versteckten Vorkommens gewährt.

Immerhin muß der Verkauf frittierten Fleisches verboten oder die Metzger genötigt werden, dasselbe um einen geringen Preis abzugeben. Es finden sich noch Leute genug, welche das frittierte Fleisch essen und gekocht ohne Angst vor Schaden genießen werden.

### Die Spinne als Luftballon.

Durch die Luft ziehen zu Hunderten weißflockige Fadengepinnste — der „Alt-Weiber-Sommer“ ist da, das heißt zugleich, der Herbst ist da. Was das ist, der Alt-Weiber-Sommer? Niedliche Spinnen unternehmen weit ausgedehnte Rundfahrten in ihren höchstgelegenen Luftballons. Wenn wir den Alt-Weiber-Sommer in der Luft herumtanzen sehen, fragen wir uns mit Recht erstaunt, wie so sich ein dickbauchiges Spinnlein mit dem feinen Gespinnste in die Luft erheben kann? C. A. Young, der amerikanische Naturforscher, beantwortet diese Frage in höchst befriedigender und einfacher Weise. Man höre:

Oft kann man bei sonnigem Herbstwetter kleine Spinnen wahrnehmen, welche das Kunststück fertig bringen, sich wie ein Gaukler auf den Kopf zu stellen. Das Balancieren des schweren Hinterleibes, an dem sich bekanntlich die Spinnwarzen befinden, mag der Spinne wohl manchmal schwer fallen. Aber die Spinne steht dennoch förmlich auf dem Kopfe und riskiert dabei weder einen Purzelbaum noch einen Schlaganfall. In dieser merkwürdigen Position erzeugt sie ihre seidenartigen Fäden, die natürlich von der leisesten Luftströmung erfaßt und wie eine Fahne hin und her geschwenkt werden. Sobald nun die pfiffige Spinne merkt, daß das Faden-gespinnst hinreichend lang und der Wind stark genug ist, macht sie sich von ihrem Haltepunkte an der Erde

los. Der Wind erfaßt das zarte Gewebe und die vorhin verankerte Spinne wird sogleich von demselben fortgeführt. Wie von einem Luftballon getragen, befindet sie sich nun auf der Reise. Sie will plötzlich einmal landen. Sie hat es bequem. Behagt es ihr nicht mehr im Reiche der Lüfte, so läßt sie sich, wie es auch ganz gemeine Kreuzspinnen zu thun pflegen, an einem im Nu gesponnenen Faden auf den Boden herab. Sie beißt schnell den Rettungs-faden durch und sagt dem höchstgelegenen erzeugten Reiseballon Lebewohl. Die Fahrt war billig, angenehm und schnell. Wie wir aus dieser flüchtigen Darstellung gesehen haben, so gehört zum ersten Fliegen der Spinne unter allen Umständen ein Luftstrom, der auf mechanische Weise Gespinnst und Spinne erhebt und entführt. Oft genug werden wir von diesen herumtanzierenden Spinnengeweben belästigt. Hartnäckig und zudringlich schlingen sie sich zwischen Hut, Brille und Bart, oder sie verfilzen sich in den Schleier oder die aufgebauschte Frisur einer Dame und bilden zähe, schwer abzustreifende Fäden an unseren dunklen Herbstkleidern. Wo bleibt aber das kleine Tierchen? Bis wir den lästigen Faden losstreifen, hat die Spinne infolge des Zusammenpralles mit dem Menschen schon längst ihre Landung glücklich auf festem Boden bewerkstelligt. Es fragt sich nur noch, wie es der Spinne möglich wird, sich so hoch in die Luft zu erheben, daß wir das Gespinnst kaum mehr glitzern sehen. Mit wessen Beihülfe tanzen denn die alten Weiber da droben? Zum Aufsteigen der Spinne gehört unbedingt warmer Sonnenschein. Obwohl das Gewebe durchaus nicht leichter ist, als die atmosphärische Luft und dasselbe noch überdies die Spinne zu tragen hat, so besitzt es doch die Fähigkeit, samt seinem Anhängsel in der Luft zu schweben und bei warmem Sonnenschein sogar bedeutend hoch aufzusteigen. Wie Young beobachtete, erfolgt das eigentliche Hochsteigen nur bei warmer Sonnenbestrahlung in verhältnismäßig kalter Luft. Im Schatten sinkt das Gewebe sehr bald. Die physikalische Erklärung dieser Thatsache liegt eigentlich recht nahe. Die Luft zählt, wie man weiß, zu den „Diathermanen“-Körpern, das heißt, die Luft läßt die strahlende Wärme der Sonne durch ohne sich selbst dabei besonders zu erwärmen. Die Erwärmung der, unjerer Erdoberfläche zunächst liegenden Luftschichten erfolgt zumeist durch Rückstrahlung. Feste Gegenstände, welche viel Sonnenwärme absorbieren haben, erwärmen hauptsächlich die benachbarten Luftteilchen, mit denen sie in direkter Berührung stehen. Die hierbei entstehenden Temperatur-Differenzen in der Luft erzeugen allerlei Strömungen und Winde, denen auch beim Fliegen und Steigen der sogenannten Sommerfäden ein wesentlicher Anteil zukommt. Schwirrt ein Sonnenfaden mit der darangehängten Spinne einmal in der Luft, so kann er auch immer höher steigen. Die Sonnenstrahlen erwärmen in erster Linie das in kühlerer Luft schwebende Gespinnst. Das Gespinnst selbst erwärmt sodann die dasselbe umgebenden Luftteilchen. Die warme, spezifisch leichtere Luft steigt daher in einem konstanten Ströme in die Höhe und nimmt Gespinnst und Spinne mit hinauf in das Luftmeer. So bilden also die warmen



Luftteilchen, welche die Spinnfäden und Spinne umgeben, mitten in der kühleren Herbstluft eine Art Luftballon, besser gesagt, einen unsichtbaren Luftcylinder, mit dem die achtfüßigen Spinnen ihre weiten Herbstreisen unternehmen können.

Sollte jemand an dieser so einfachen und sinnreichen Erklärung vom Fliegen der Spinnen zweifeln, so kann er sich leicht durch ein kleines Experiment belehren lassen. Man fängt ein Stück des „Alt-Weiber-Sommers“ mit einem Stock auf. Hält man das Gespinnst direkt an den Sonnenschein, so wird dasselbe auch bei der ruhigsten Luft eine Neigung zum Aufsteigen zeigen. Führt man jedoch den Sommerfaden aus der Sonne in den Schatten, so wird er sofort herabsinken. Mit dieser simplen Theorie läßt sich auch die wohlbekannte Erscheinung erklären, daß der zudringliche Staub in kälter, ruhigerer Luft bei warmem Sonnenschein, (also im Herbst und Winter, unter Umständen auch in den übrigen Jahreszeiten) die größte Fliehkraft besitzt. Milliarden von mikroskopisch kleinen Luftballons bilden sich um die Atome des Staubes und tragen ihn dann nicht nur in unsere Zimmer, sondern auch über Berg und Thal hinweg.

### Die Wetterberichte in den Vereinigten Staaten.

Im Signalbureau zu Washington werden die Witterungsanzeigen täglich um 5 Uhr früh, 11 Uhr vormittags, 4 Uhr nachmittags und 11 Uhr nachts notiert. Ein Berichterstatter teilt über die Art und Weise, wie die Wetterbestimmungen gemacht werden, folgendes mit: Es ist jetzt gerade 4 Uhr nach Washingtoner Zeit, und von allen Teilen der Ver. Staaten, Canada, Britisch-Amerika, Westindien und Neuschottland laufen die Berichte ein, welche dem dienstthuenden Sergeanten eingehändigt werden. Das Gebiet, welches diese Berichte umfassen, erstreckt sich von Olympia, in Victoria, an der nordwestlichen Küste von Britisch-Amerika, bis nach Sydney, oberhalb New-Foundland, von dort herunter bis nach Havana, dann herüber bis San-Diego, Kalifornien und wieder zurück. Zu einer bestimmten Stunde am Tage — um 3 Uhr nach Washingtoner Zeit — werden an sämtlichen Stationen die Beobachtungen aufnotiert und dann werden sie eingesandt. Der Inhalt der Depeschen wird sechs je vor einer Karte sitzenden Herren zugerufen; einer derselben notiert den Thermometerstand, ein zweiter den Barometerstand, der dritte den Stand der Witterung u. s. w. Diese Aufzeichnungen werden hierauf auf eine große Karte übertragen und dann macht „Old Probs“ sein Erscheinen. Er wirft einen flüchtigen Blick über alles, sieht z. B. wo um 1 Uhr früh ein Sturm war, und notiert sich, wie weit derselbe um 3 Uhr nachmittags gelangt war. Er zieht dann die Windströmungen, Feuchtigkeiten und sämtliche kleinern Einzelheiten mit in seine Berechnung. In dem Zimmer herrscht Grabesstille, kein Wort wird gesprochen. „Old Probs“ ist im fleißigen Studium begriffen. Schließlich meldet sich sein Stenograph und dann diktiert er demselben seine Voraussetzungen

für Neu-England, hierauf für die Mittelstaaten, den Südwesten, das Mississippithal, die Seeregion, und vielleicht noch ein Spezial-Sturmbulletin, um irgend eine besondere Gegend zu warnen. Unter den in letzterer Zeit gemachten Neuerungen ist die Uebermittlung von Spezialberichten über Ueberschwemmungen nach speziellen Landesteilen, über den Stand der Flüsse und deren voransichtliches Steigen und Fallen, innerhalb der nächsten 24 Stunden, an bestimmten Punkten. Für die Südstaaten werden während der Zeit der Baumwollernte Spezialwetterberichte gemacht und die Wetterbestimmungen durch Signale von den Telegraphen-Stationen verkündet.

### Ein großer See westlich vom Albert-Nyanza.

Die Existenz eines zweiten Äquatorial-Sees in Central-Afrika, weit im Westen vom Albert-Nyanza, über dessen Existenz seit Samuel Bakers erster Reise von Zeit zu Zeit ein Gerücht nach Europa drang, wird diesmal in bestimmter Form gemeldet. Herr F. Lupton, Gouverneur der ägyptischen Provinz Bahr el Ghazal, schreibt der Times von seiner Station Dehm-Siber vom 27. Juli d. J., daß Rasai Aga, ein unter seinem Kommando stehender Beamter, ihn bei seiner Rückkehr von einer Expedition gegen den Uelle erzählt habe, daß er und andere Mitglieder der Expedition im Lande der Barboa, eines mächtigen kupferfarbigen Stammes, welche in sonderbare Graskleider (wovon Herr Lupton in seinem Briefe ein Muster einsendet) gehüllt sind, einen großen See gesehen habe. Herr Lupton brachte heraus, daß der See ungefähr in 3 Grad 40 Min. nördlicher Breite und 23 Grad östlicher Länge liege und eben so groß wie der Viktoria-Nyanza sei. Wenn es das Wetter erlaubt, so schiffen die Barboas in großen offenen Booten, die aus einem einzelnen Baumstamm gemacht sind, über den See und gelangen nach einer Reise von drei Tagen an die Westseite desselben (sie wohnen an dessen Ostseite) und holen sich von den dortigen Einwohnern Gegenstände europäischen Ursprungs, wie z. B. blaue Perlen, Messingdraht zc. Herr Lupton fügt noch Rasai Aga's Bericht über den Weg bei, auf welchem die Expedition zu diesem See gelangte: Sie gingen von Dehm Beder aus, marschierten 6 Tage südwestlich nach Zeriba el Doulev, dann 4 Tage südwestlich nach Bengier; 4 Tage südwestlich nach Zeriba Warendema, 6 Tage südwestlich nach Bahr el Makwar, auf welchem Flüsse er mehrere Inseln besuchte, die von einem Volke, namens Basongo, bewohnt werden. Der Makwar wird von den Arabern Bahr-el-Warhals genannt und nähert sich dann dem Uelle, ist jedoch ein weit größerer Strom als dieser; sie fließen beide in west-südwestlicher Richtung. Nachdem er den Makwar überschritten, ging Rasai 10 Tage süd-südwestlich und erreichte die Residenz des „Sultans“ von Barboa, von dem er gut empfangen wurde. Der See liegt dann noch 4 Tagmärsche südwestlich von der Residenz des Sultans. Herr Lupton schließt: „Ich fühle, daß ich nicht Recht daran thäte, wenn ich diese Information geheim hielte, welche,

